

„Ludimännchen“

Skizze von Hugo Fründ.

Mutti... ja? Na, Mutti? Aber Frau Müller schien den kleinen Jungen nicht zu hören. Sie hatte Ludwig aus dem Kindergarten abgeholt, wo sie ihn tagsüber lieb, seit sie die Aufwartestelle beim Kaufmann Hennis übernommen hatte, und sie schritt nun so rasch die Steinmetzstraße entlang, daß der vierjährige Knirps, den sie fest an der Hand hielt, kaum mitkommen konnte. „Mutti, renn' doch nicht so!“ „Ach, lauf' man zu! Wir müssen uns späten. Vater muß mit dem Zuge nach Köln; und ich habe noch nicht meine Handtasche zurechtgemacht.“ Die kleine schwächliche Frau schritt hastig weiter, und Ludwig — oder Ludimännchen, wie ihn die Fräulein im Kindergarten nannten — legte tapfer seinen Laufschrift fort. Er war ein hübsches Kerlchen, das gewöhnlich mit hellem Erkaunen in die Welt auftrat, und bei dem nicht nur die großen wasserblauen Augen verwundert „Oh!“ zu sagen schienen, sondern auch die etwas nach innen gebogenen kurzen Beinchen. Ja, selbst die Spitze seiner kleinen Stupsnase schien nur deshalb so energisch in die Höhe zu streben, um dem Munde Raum zu lassen zum „Oh!“ sagen. Ludwigs Mutter, die Frau eines Eisenbahnbeamten, hatte sich verpöblich; und sie hatte nur den einen Gedanken, so schnell als möglich nach Hause zu kommen. Darum bemerkte sie gar nicht, wie aufgeregt ihr sonst so stiller Junge war, und daß er in einem fort wiederholte: „Mutti... ja? Na, Mutti?“ „Erst als der Kleine zu weinen anfangte, blieb sie stehen und fragte ärgerlich: „Was willst du denn? Warum weinst du denn?“ „Sofort hörte er zu weinen auf und sagte eifrig: „Mutti, Marischen Konrad hat Tante ein Beilchensträußchen mitgebracht.“ „Na und?“ Sie bückte sich, pugte Ludimännchen die Nase und rüchete ihm den Strohhut zurecht. „Tante hat Marischen einen Kuf gegeben.“ Die Mutter mußte nun doch lachen. „Und deshalb hältst du mich auf? Das hättest du mir doch zu Hause erzählen können.“ „Mutti?“ „Ja?“ „Kann ich Tante morgen auch ein Beilchensträußchen mitbringen?“ Die Frau nahm ihn wieder an die Hand. „Komm, komm!“ „Ja, Mutti?“ „Run sei still! Quängelstrie!“ (Stillsitz ja sie ihr Söhnchen mit sich fort.) „Mutti, ja? Na, Mutti?“ Die Mutter gab ihm einen Klaps. „Rein, dumme Junge du! Laß mich endlich in Ruhe!“ Ludimännchen heulte nun während des ganzen Weges und wurde deshalb, als sie daheim waren, zur Strafe in die dunkle Kammer gesperrt. Da verhielt er sich bald und besprach, wieder artig zu sein. Aber die Geschichte mit dem Beilchensträußchen kam ihm nicht aus dem Kopfe; und später, als sein Vater fort war und die Mutter ihn zu Bett brachte, fing er wieder an: „Mutti, kann ich morgen Tante ein Beilchensträußchen mitbringen?“ Die Mutter schallte. „Das kostet einen Groschen. Wir sind arme Leute und müssen uns unser Geld teuer verdienen. Für solche Kinderleibchen haben wir nichts übrig. Hör' endlich auf damit; sonst gib's Hause!“ Sie zog den Kleinen aus und legte ihn ins Bett. „Run sprich dein Gebet.“ Er faltete die Hände und betete mit weinerlicher Stimme: „Ja, bin klein, Mein Herz ist rein, Soll niemand drin wohnen Als Gott allein.“ Die Mutter gab Ludimännchen einen Kuf, dann nahm sie die Lampe und in hinaus in die Küche. Der Junge konnte noch nicht einschlafen. Traurig dachte er an die abschlägige Antwort, die er bekommen. Da fiel ihm ein, daß die Tante im Kindergarten gesagt hatte, wenn einer den lieben Gott recht herzlich um etwas bäte, dann erhörte ihn auch der liebe Gott. Schnell faltete Ludimännchen wieder die Hände und sagte leise: „Bitte, lieber Gott, schenkt mir doch für Tante ein Beilchensträußchen!“ Wählich fielen ihm die Worte der Mutter ein, daß das Sträußchen einen Groschen kostete; und schüchtern verknümmerte er. Doch bald fühlte er wieder Muth und fuhr fort: „Nicht wahr, lieber Gott, du bist kein armer Mann und brauchst dir dein Geld nicht teuer verdienen? Du hast einen Groschen übrig... nicht wahr? Bitte, bitte, lieber Gott!“ Dann legte er sich auf die Seite, schloß die Augen, steckte den Daumen in den Mund, und im vollen Vertrauen, daß ihm der liebe Gott seine Bitte erfüllen würde, schlummerte er allmählich ein. Am andern Morgen war er schon früher wach als die Mutter, die ihn sonst lange weden mußte. Rasch

richtete er sich im Bette hoch, um zu sehen, wo das Sträußchen wäre. Aber... o weh! — Da hatte kein Engel über Nacht die Beilchen gebracht, und in der ganzen Stube waren keine, wie eifrig sich Ludimännchen auch umaukte; und betrübt dachte das Buben: Der liebe Gott hat's vergessen. — Aber das Beilchensträußchen wollte und wollte dem Jungen nicht aus dem Kopfe. Ein paar Tage danach kam Ludimännchen morgens im Kindergarten an, hielt der Tante ein großes Büttel entgegen und rief freudestrotzend: „Tante... da!“ Die Kindergärtnerin, ein schlantes junges Mädchen mit einem fröhlichen Gesicht, schlug überrascht in die Hände und rief: „Solch einen schönen Strauß hast du mit mitgebracht, Ludimännchen? Danke schön!“ Sie nahm es ihm ab und roch daran, aber im selben Augenblick prallte ihr Kopf zurück. Sie warf die Blumen zu Boden und rief entsetzt: „Runge, woher hast du die Blumen?“ Da wurde der Kleine ganz verlegen und stand mit einem rechten Armenündergesicht da. Das Fräulein hob den Strauß wieder auf und betrachtete ihn aufmerksam, während sie sich mit ihrem Taschentuch die Nase subst. Dann legte sie den Strauß beiseite und fragte noch einmal: „Run sage mal, Ludimännchen, woher hast du die Blumen?“ Ludimännchen stand da, über und über roth. „So sag's doch!“ „Aber er antwortete nicht. „Ludimännchen!“ Das Fräulein seiner Mundwinkel verrieth den nahen Thränenausbruch. Da nahm ihn das Fräulein auf den Schooß, fuhr ihm losend durch sein blondes trautes Haar und fragte: „Hast du's gefunden?“ „Er nickte betrübt. „Wo denn?“ „Keine Antwort.“ Sie sah ihn mit ihren schönen blauen Augen lächelnd an und fragte leise: „Hast du es im Müllkasten gefunden?“ „Nein“, kam es weinerlich heraus, „im Müllkasten nicht. Es hat daneben gelegen.“ Das junge Mädchen lachte hell auf. „Und damit hast du mir eine Freude machen wollen?“ Wieder suchten die Mundwinkel; und nun waren auch die Thränen da. Da lachte das Fräulein nicht mehr. Sie drückte das Kind zärtlich an ihre Brust und sagte: „Aber warum weinst du denn, kleiner Mann? Du hast mir doch eine Freude machen wollen; und die hast du mir gemacht! Eine große Freude!“ Da weinte Ludimännchen nicht mehr. Er schlang beide Arme um sein Tantes... Sagen konnte er wieder nichts, aber jetzt vor Freude. Die gerettete Löwin. Professor Verlon erzählt von der Fahrt, die er im Sommer vorigen Jahres an Bord des deutschen Kreuzers „Buffard“ von Daresalam zur Delagoa — Bucht im Interesse seiner meteorologischen Beobachtungen unternommen hatte, daß auf dem Schiff eine gahme, junge Löwin war, die sich, von den Matrosen betäubt, frei an Deck bewegte und besonderes Vergnügen daran fand, auf dem äußersten Schiffsrande spazieren zu gehen. Eines Tages aber hatte sie einen Fehltritt gemacht oder war ausgeglitten und infolgedessen ins Meer gestürzt. Es war zum Glück bemerkt worden. Auf bringendes Bitten der Mannschaft ließ der Kommandant das Schiff stoppen und ein Boot ausfahren, um das schwer mit den Wogen kämpfende Thier zu retten. Trotz des hohen Seeganges gelang das Rettungswohnen, und im Triumph wurde die am ganzen Leibe zitternde Löwin an Bord gebracht. Sie erhobte sich bald, zeigte aber fortan eine solche Angst vor dem Meere, daß sie sich nur auf den inneren Planken des Verdecks bewegte und für die Schiffswand nur furchtsame Blicke that. Ihre Lebensretter hatte sie sich gut gemerkt und zeichnete sie vor den anderen Matrosen durch besondere Zutraulichkeit aus. Ob diese gegebenenfalls wohl, wie weiland der Sklave Androclus, auch die Dankbarkeit der Löwin als unauslöschlich erfahren werden? Einbildung. Eindecker: „Ein feiner Spiegel — da sieht man gleich viel vornehmer drein aus!“

Die Banane. Von A. A. Bell. „Eine Banane! Ach will eine Banane!“ meldete der kleine Junge nun wohl schon zum zwanzigsten Male seit Beginn des Frühstückes. „Sei brav, Teddy, und is' Deine Milchsuppe“, sagte seine Mutter geduldig. „Ach will eine Banane.“ „Du kannst keine bekommen, Teddy. Es giebt hier keine Bananen.“ „Kauf welche.“ „Wenn Du die Suppe gegessen hast, so bekommst Du etwas Hübsches, Lieb- lina. Da hast Du einen Löffel voll, zerchen.“ „Ach will eine Banane.“ „So hör' doch endlich auf“, wies ihm Mrs. Watson ärgerlich zurecht. Die ganze Nacht hatte sie wegen des Kleinen, der unter der Hitze litt, fast kein Auge geschlossen. Mit Mann und Kind war sie bei ihren Eltern zu Besuch und hatte da vergnügliche Tage verlebt, bis die Hitze unerträglich geworden war und angeblich auf die Stimmung des Kleinen wirkte. „Ach will eine Banane“, maulete Teddy. Der Großvater ahnte das Entsetzen einer Flasche nach, um das Kind zu zerretzen. In derselben Absicht schnitt Tante Bella tomische Gesichter. Die Großmutter aber wendete sich vornehmlich an die verheiratete Tochter. „Du hättest uns füglich davon Mittheilung machen können, Mabel, daß der Junge so gern Bananen is'. Es wäre uns ein Leichtes gewesen, sie für ihn zu bestellen.“ „Ach wußte gar nicht, daß er sie gern is‘“, erwiderte Mabel milde. „Als wir jüngst zu Hause Bananen hatten, rührte er sie nicht an. Ich besaß gar nicht, wie er heute darauf verfallt... Also, sei ein alter Junge, Teddy, und is' Deine Milchsuppe. Du wirst sonst nie so groß und stark werden wie Papa.“ „Wo ist Papa?“ „Er ist mit dem Morgenzug nach der Stadt gefahren.“ „Wegen Bananen für Bubi?“ „Das wirst Du sehen, wann er wieder da ist.“ „Ach will eine Banane.“ „Wincine das Kind nicht, bei der Hitze Suppe zu essen“, rief Mrs. Bernard ihrer Tochter. Und zu Teddy: „Will Großmamas Bubi eine mit Narmelade bestrichene Semmel essen?“ „Ach will eine Banane.“ Mrs. Bernard warf eine Serbiette um seinen Kopf und schnatterte wie eine Ente. Aber Teddy hatte seinen Sinn für Enten. „Möchte Tantes Bubi ein Ei essen?“ Mrs. Bernard begleitete ihre Frage mit ihrem gewinnendsten Lächeln. „Ach will eine Banane“, beharrte Teddy. „Ein für allemal, eine Banane kannst Du nicht haben“, erklärte die Mutter. Der Kleine hob den Löffel und plachte ihn die Milchsuppe, daß sie nach allen Seiten spritzte. Dann warf er ihn, in Weinen und Wehklagen ausbrechend, zu Boden. „Du solltest das Kind nicht so anfahren, Mabel“, bemerkte Mrs. Bernard. „Er ist wohl infolge der Hitze ein wenig aufgeregt.“ „Ich habe das Kind nicht angefahren“, erwiderte die Tochter. „Teddy muß lernen, daß ihm nicht jede Laune erfüllt wird. Es ist nicht recht von Euch, ihn in seinen Unarten zu unterstützen. Eure Kinder in seinem Alter habt ihr gewiß nicht verärrtelt. So arg bestimnt nicht. Ich mußte meine Milchsuppe essen, ob ich wollte oder nicht. Und hätte ich gar Gelüste nach Bananen oder dergleichen getragen, so würdet ihr...“ „Aber Mabel, sei doch nicht eifersüchtig auf Dein eigenes Kind“, rief die jüngere Schwester. Mrs. Watson murmelte eine gereizte Antwort und konnte sich der Thränen nicht erwehren. „Teddy ist ohnehin schwer zu behandeln“, bemerkte sie, „und nun bestärkt ihr ihn gar in seinem Ungehorsam... Ach is' Deine Suppe, Deiner Mama zuliebe.“ „Ach will eine Banane.“ „Habe ich Dir nicht gesagt...“ „Ach weiß, was Teddy will. Mit Tante Bella in's Dorf gehen...“ schlug das junge Mädchen vor. Teddy wird auf Großmamas Schooß sitzen und eine schöne Geschichte anhören, nicht wahr?“ „Run, Teddy, was möchtest Du?“ fragte die Mutter, sich zur Frölichkeit zwingend. „Eine Banane“, entschied Teddy, laut heulend. Sein Großvater verließ seufzend das Zimmer. „Du mußt mit dem Kind Geduld haben Mabel“, sprach ihr Mrs. Bernard zu. „Mama hat Recht“, stimmte Bella zu. „Ihr habt leicht reden“, erwiderte erbittert die junge Mutter. Ihr habt die Nacht durchgeschlafen... Sei still, Teddy... „Kein Wunder, daß er jammert, wenn Du so barock mit ihm bist“, meinte Tante Bella. „Wenn Du glaubst, ihm besser beizukommen zu können...“ rief Mrs. Watson. „Vor Allem würde ich vermeiden, ihn aufzuregen“, erklärte ihre Schwester

„So“, entgegnete Mrs. Watson, „vor Allem ist seine heftige Aufregung auf Rechnung der Süßigkeiten zu stellen, die ihr ihm gestern ohne Unterlaß zu essen gabt. Wie sehr habe ich Euch gebeten, ihn nicht mit Delikatessen zu überfüllen.“ „Unfinn! Du scheinst es für die Hauptpflicht einer Mutter zu halten, ihrem Kinde jede Freude zu verderben.“ „Aber Kinder!“ suchte die alte Dame zu beschwichtigen. Mrs. Watson erhob sich vom Tisch. „Wenn Du erlaubst, so bringe ich Teddy in's Herrenzimmer“, sagte sie, ihren Zorn unterdrückend. „Es ist dort kühler als im Freien. Er wird dort spielen und vielleicht einschlafen.“ „Das kann ihm nicht schaden“, erwiderte Mrs. Bernard. Aber soll ich nicht bei ihm bleiben, damit Du ein wenig ruhst tannt?“ „Aber Teddy möchte seine Mutter ebenso gern wie eine Banane und ließ sich nur von ihr aus dem Zimmer tragen.“ „Wenn wir nur irgendwo Bananen für den Jungen aufreiben könnten“, sochte Mrs. Bernard, als sie mit ihrer ledigen Tochter allein war. „Wohin?“ „Wohin?“ „Ach will eine Banane!“ „Es folgten vier mattervolle Stunden, denn Teddy zeigte sich in seiner unaussprechlichen Laune. Alle Hausgenossen gaben sich Mühe, das Kind auf andere Gedanken zu bringen, aber es mochte Niemandem gelingen. Was sie auch vorbringen mochten, wurde hinfällig durch seinen steten Ausruf: „Ach will eine Banane!“ Bananen aber waren zu der Zeit im ganzen Umkreis nicht aufzutreiben. Um ein Uhr Mittags hatte die Geiztheit des Kleinen und somit die allgemeine Aufregung den höchsten Grad erreicht. Nach dem Lunch trat endlich die längstverheißene Ruhe ein, denn der kleine Friedensstörer, der das ganze Haus in Aufruhr gehalten hatte, war endlich eingeschlafen. Eine Stunde später fuhr Mrs. Bernard auf seinem Fiedel, ungeachtet des Widerspruchs seiner Angehörigen, in der heißen Sonne davon mit dem festen Vorsatz, ohne Bananen nicht zurück zu kehren. Mrs. Watson entschloß sich durch eine Hinterpforte in's Dorf und machte nach ihrer Rückkunft einen vergeblichen Versuch, auf dem Sopha im Wohnzimmer einzuschlafen. Teddy erwachte gegen fünf Uhr Abends erschrocken, aber in über Laune. Seine Mutter hob ihn aus dem Bette, verurtheilte, ihn nicht von Bananen sprechen zu hören. Dagegen verlangte er nach seinem Vater, der in diesem Augenblick den Hügel zum Hause emporlomm. Bald darauf brachte Mrs. Watson den Kleinen hinunter. In der Halle begegnete sie seinem Papa. Die Großmutter näherte sich im Garten langsam dem Hause, und den Hügel herauf kam der Großvater erblüht und bebaubt auf seinem Rad. Auf der Treppe wurde Mrs. Bernard sichtbar, die dem Kleinen fröhlich zurief: „Ist Tantes Liebling wieder wach?“ Mrs. Watson raunte noch schnell ihrem Manne zu: „Ermahne nichts von meiner Depesche, Tom.“ „Gewiß nicht“, lachte er. Aber ich sah heute Morgen herrliche Erdbeeren, die ich Euch mitbringen wollte. Dein Telegramm ließ mich an alles Andere vergessen. So dringend, Liebste!“ „Was liegt daran, wenn Du nur das Verlangte mitbringst. Dante Dir, Tom.“ Der junge Ehemann zog sich, um abzulegen, in sein Zimmer zurück. Als bald war Teddy von allen Familienmitgliedern umringt. Alle lächelten vergnügt und blickten liebevoll auf das Kind. Jedes der Erwachsenen trug ein Päckchen in Händen und sah die Anderen launend an: „Bananen! Bringt auch ihr Bananen?“ „Sie wurden mir aus dem Dorfe nachgeschickt“, klärte Bella auf. „Ach kaufte sie einem Obstmann ab, der vor dem Garten vorüberfuhr“, berichtete die Großmutter. „Ach brachte ein Duzend aus Ken- napan“, sagte der Großvater. „Diese hier kaufte Tom in der Stadt!“ rief Mrs. Watson. Da fiel eine dünne Stimme ein: „Ach will...“ Weiter kam Teddy nicht. Denn jeder der Umstehenden öffnete sein Päckchen und zeigte dem kleinen Schreier, daß sein Begehrenwunsch in reichem Maße erfüllt war. Beim Anblick der vielen Bananen wich Teddy zurück. „Ach will nicht Bananen“, greinte er. „Ach will Erdbeeren!“ Symbolismus. „... Heute Mittag speisten wir sehr gut — aber die Portionen waren schrecklich klein! Das Besteek mußte man, um es zu sehen, mit dem Vergrößerungsglas betrachten.“ „Bedenken Sie, meine Gnädige, daß Sie sich hier in einem hypermodernen Hotel befinden — da wird alles nur scheinbar schön angeordnet!“

Der preußische Critt. Eine Kriegs-Erinnerung. Mit der Besetzung von Alençon am 16. Januar 1871 hörte für uns der eigentliche Krieg auf. Als wir dann durch die Normandie auf die Seine-Mündung zu marschirten, hatten wir nur noch einige Abenteuer im Frankfurter zu bestehen und eine aufdringliche Fabrikbevölkerung durch den strammen preußischen Critt zu beruhigen. Davon möchte ich in den nachfolgenden Zeilen erzählen. Am linken Ufer der Seine-Mündung liegt die kleine Industriestadt Pont-Audemer. Der Krieg hatte alle Mäher und Spindeln darin still stehen lassen. Im Dorfe Corneville, eine Wegstunde südlich davon, hatte unsere Kompagnie Quartier und patrouillirte von dort aus die Umgegend ab. Zweimal waren wir auf diese Weise schon in starken Trupps nach Pont-Audemer ohne besondere Fähigkeiten gekommen. Am Abend des 29. Januar rückte das ganze westphälische Husaren-Regiment No. 11 durch Corneville. Der Kommandeur theilte unserm Kompagnieführer mit, Paris habe kapitulirt, die Nachricht sei noch nicht amtlich, aber sicher, er solle noch heute Pont-Audemer besetzen, um die Stadt mit in unsere Demarkationslinie zu bringen. Der Jubel ob dieser Nachricht war bei uns unbefehrblich. Ich kann nicht sagen, daß die Nachricht von der Kaiserproklamation am 18. Januar, die uns beim Appell verlesen wurde, besonderen Eindruck auf uns gemacht hätte. Aber die Kapitulation von Paris, das Ende des Krieges gewiß, die Rückkehr in die Heimath in naher Aussicht — bis in die späte Nacht erschallten unsere Lieder! Selbst unsere Quartiergeber schienen durchaus nicht niedergeschlagen zu sein. Tags darauf zogen wir wieder zu einer Kontribution ins östliche Gelände hinaus. Um die Mittagsstunde zurückgekehrt, harren wir der Entlassung in die Quartiere, als ein Husar von Pont-Audemer an uns vorbeijagte, der uns unverständliche Worte zurief, ohne sein Pferd anzuhalten. Da mußte etwas passiert sein. Die Kompagnie wurde in Bereitschaft gehalten. Nach kaum einer Stunde kam der Husar zurück und brachte den schriftlichen Befehl vom Divisionskommando, daß wir sofort nach Pont-Audemer marschirten und uns zur Verfügung des Husarenkommandeurs stellen sollten. Jetzt erfuhren wir von dem Husaren, was los war. In Pont-Audemer wäre Revolution ausgebrochen. Die Husaren, dieses leichte Völkchen, hatte noch am Abend Streit und Schlägerei mit der Civilbevölkerung bekommen. Am Morgen war ein Posten von den Franzosen angegriffen worden. Dieser hatte von seinem Araber Geber Gebrauch gemacht, aber keinen von den Angreifern, sondern eine Wädersfrau in ihrer Wadenthr getroffen. Unschuldig Blut war geflossen. Die Aufregung der französischen Bevölkerung stieg bis zur Siedehitze. Der Husarenkommandeur wollte wahrscheinlich weiteres unnützes Blutvergießen vermeiden, zog sein Regiment auf einige große Gehöfte am Eingang der Stadt zusammen und erbat sich Infanterie. Also sollten wir „gefehten“ Musketiere in Ordnung bringen, was die leichtsinnigen Husaren, unter denen sich auch wohl manche Hamburger befanden, da das Regiment damals in Lüneburg garnisonirte, eingebrocht hatten. Es war ein herrlicher klarer Wintertag. Schnee bedeckte die weite Landschaft, so daß die Sonne fast blendend wirkte. Unser Kompagnieführer forderte den Stabsarzt auf, mit ihm voran zu reiten, um die Sache zu rekonstruiren. Die Chaussee stieg bergan und senkte sich erst hart vor der Stadt wieder. An dieser Stelle erwarteten uns die beiden Reiter. Vor uns in der breiten Straße sahen wir eine dichtgedrängte, aufgeregte Menge in blauen Kitteln, von der ein Stimmengeräusch zu uns drang, wie man es ähnlich Mittags oben in der Hamburger Börse hören kann. Vor entschwebungsvollen Momenten pflegte ein Truppenführer eine geeignete Ansprache an seine Mannschaft zu halten. So geschah es auch hier, und wir mußten nicht ganz genau, daß dann mit unserm Kompagnieführer nicht zu spaßen war, zumal wenn er sich dabei was ausbat. Die Rede war sehr kurz und lautete: „Still gestanden! Richtet Euch! Ich bitte mich jetzt einen strammen Marsch aus! Durch den preußischen Critt wollen wir den Kerls imponiren! Das Gewehr über! Die Tamboure schlagen! Bataillon marsch!“ Die Beine flogen heraus, wichtiger Gleichschritt erdröhte, die Gewehre lagen haarscharf ausgerichtet auf der linken Schulter und ihre blanken Bajonette glitzerten in der Sonne, die vorher so lärmende Menge vor uns verstummte, und — wir hatten es nicht für möglich gehalten —

sichtete sich und fluthete zurück. Als wir vor der Mairie Halt machten, waren die Straßen der Stadt wie leer geblafen. Der preußische Critt hatte die Bewohner in ihre Häuser verschüchtert. Die Husaren hatten von ihren Höfen aus unsere Einmärsch mit lautem Hurrah begrüßt. Wir hörten vor der Mairie dann noch eine zweite Rede unseres Kompagnieführers: „Ihr werdet in die gegenüberliegenden neuen Häuser korporalschaftsweise einquartirt, legt Euer Gepäd ab und zeigt Euch mit Muth und mit Seitengewehr auf den Straßen. Ich erwarte von Euch, daß Ihr jeden Streit mit den Franzosen vermeidet. Tritt man Euch jedoch zu nahe, so wißt Ihr ja, was Ihr an der Seite hängen habt.“ Wie befohlen war, so geschah es. Kein Streitfall störte mehr die Ruhe der Stadt. Ehe der Abend hereinbrach, rückten auch die übrigen Kompagnien unseres Bataillons ein. Der stramme preußische Critt hatte die kritische Sache entschieden. Heute wird so viel geredet und geschrieben über den überflüssigen Drill im Heer. Nun, ich meine, ohne den, auf dem Exercierplatz geübten strammen preußischen Critt hätten wir weder die Bevölkerung von Pont-Audemer gebannt — es sei denn mit Waffengewalt gewesen —, noch Paris gezwungen, noch den Krieg so siegreich zu Ende geführt, als es geschehen ist. Im vergangenen Sommer führten mich Geschäfte nach Frankreich — in die Nähe von Pont-Audemer. Die Bauern waren zur Ernte auf den Feldern, und auf der Landstraße herumelte ein Bataillon Infanterie vorbei. Na, die Kerle hatten keinen preußischen Critt! Die Chinesen und die englischen Goldmünzen. Dem, der in England lebt, fällt es oft auf, daß die im Umlauf befindlichen englischen Goldmünzen fast durchweg neuerer Prägung sind, während die Goldmünzen, die in den ersten Jahren der Viktorianischen Aera geprägt worden sind und die an Stelle der Reiterfigur Georgs des Dracontödters einen Schild aufweisen, einem nur überaus selten begegnen. Vor einiger Zeit hatten mehrere Londoner Großbanken Gelegenheit, Goldmünzen in größeren Mengen nach China zu schicken. Die Chinesen weigerten sich aber systematisch, die Goldmünzen anzunehmen, wenn ihnen das Bild des Dracontödters aufgetragen war; sie erklärten, daß die graphische Darstellung der Dracontödtung — der Draconer spielt ja bekanntlich in dem religiösen Mythos der Chinesen eine große Rolle — in ihren Augen eine gewaltige Beleidigung sei. Die Londoner Bankhäuser sahen sich daher gezwungen, die mit dem Schild versehenen alten Münzen in ihren Besitz zu bringen, um sie den Chinesen statt der verhassten Dracontmünzen zu geben. Deshalb sieht man in England so wenig alte Goldmünzen; es dürften im Ganzen nur noch 5000 im Umlauf sein. Der „Weekly Telegraph“ berichtet, daß die Londoner Münze für den Verkehr mit dem Orient wahrscheinlich besondere Münzen wird prägen müssen, um die asiatische Kundschafft, die in religiösen Dingen keinen Spaß versteht, nicht zu verlegen. Fatal. Hänschen kam eines Tags später als gewöhnlich von der Straße heim. Seine Schwester fragte ihn, was er so lange gemacht habe. „Ach habe nur Postbote gespielt. Ueberall in der ganzen Straße habe ich einen Brief abgegeben.“ „Woher hast Du denn die Briefe?“ „Du weißt doch, die aus der Kommode, die mit einem rothen Bändchen zusammengebunden waren.“ Er hatte — die Liebesbriefe seiner Schwester ausgelesen. Herausgeplagt. Schriftsteller: „Wenn die Arbeit nicht ganz so ist, wie sie sein sollte, so wollen Sie berücksichtigen, Herr Chefredakteur, daß ich mit zu meiner Arbeit die Zeit förmlich stehlen mußte.“ Redakteur: „So, die Zeit auch noch?“ Der lange Hals. „Sie haben wohl einen Vater, Frau Citraffe?“ „Ja, ich habe vor einigen Tagen zu viel Wein getrunken.“ „Und da bekommen Sie erst heute Kopfschmerzen?“ „Ach bitte Sie, — bevor das bei mir in den Kopf kommt.“

